

sind ja gerade solche Stellungnahmen, die die Welt von dem Konzil erwartet! Damit sie dann aber nicht auf dem Papier stehenbleiben, liegt es in der Natur der Sache, daß man die katholische Laienwelt rechtzeitig hört, und dazu erscheint diese Kommission berufen und von der Sache her verpflichtet.

Sie wird sich ferner darüber Rechenschaft ablegen müssen, daß ein Apostolat der Laien die Laien voraussetzt, die dazu geeignet und bereit sind. Wir sind noch nicht so weit, daß überall von einer echten apostolischen Laienbewegung größeren Ausmaßes gesprochen werden kann. Das werden auch imponierende Zahlenangaben über die Mitglieder katholischer Aktionen und Organisationen nicht verschleiern. Es handelt sich bisweilen um eine ziemlich passive und nominelle Mitgliedschaft und um Organisationen von Kommandostäben mit wenig schlagkräftigen Milizen, die auch da und dort noch so sehr nach patriarchalischen Vorbildern organisiert und übrigens zum Teil auch in der Reaktion gegen totalitäre Gegenspieler ausgebildet worden sind, daß alle Veranlassung gegeben ist, ihre Entwicklung zu apostolischen Bewegungen mündiger Laien zu überlegen. Das ist im tiefsten natürlich eine Aufgabe der vieldiskutierten „Spiritualität“ und der übrigen geistigen Bildung der gläubigen Laien. Aber es gehört dazu auch der Mut, ihnen praktisch die Selbständigkeit einzuräumen, die prinzipiell schon lange zugestanden wird, und zunächst einmal klar zu sagen, wie die Kirche diese Selbständigkeit konkret und real verstanden wissen will. Das ist kein Risiko. Wie sich schon jetzt zeigt, sind die Laien gegenüber dem kommenden Konzil von großer Ehrfurcht und einem Geist des Gehorsams erfüllt, wie das weder vor Trient noch vor dem Ersten Vaticanum der Fall war. Aber es ist demütigend und wenig ermutigend für sie, wenn ihnen in der Praxis des kirchlichen Apostolats, auch sofern es nicht hierarchischer Natur (actio catholica), sondern „weltlich“ (actio catholicorum) ist, nicht überall die Stellung von Partnern eingeräumt wird. Es ist in erster Linie die Aufgabe des Klerus und der Hierarchie, die Ressentiments abzubauen, die das gegenseitige Verhältnis belasten.

In naher sachlicher Beziehung zu der Materie dieser Kommission steht die Aufgabe des Sekretariates der Presse und

des Schauspiels, wie es nunmehr genannt wird. Es soll Richtlinien für das Verhalten und die Tätigkeit der Katholiken und der Kirche in bezug auf alle heutigen Kommunikationsmittel erarbeiten und setzt sich im wesentlichen aus geistlichen Fachleuten auf diesen Gebieten zusammen.

Kurie und Konzil

Überblicken wir zum Schluß noch einmal die Zahlen der zweiten Tabelle, dann stellen wir unter geographischem Gesichtspunkt eine Dreigliederung fest: Rom und die europäisch-amerikanischen Länder stellen je mehr als ein Drittel der Mitarbeiter an den Konzilsvorbereitungen, die übrige Welt den Rest. Das entspricht im ganzen dem Kräftegewicht der Kirche in sich selbst und im Verhältnis zur übrigen Menschheit.

Diese Verteilung macht aber noch eine andere Einteilung der Konzilsmitarbeiter sichtbar, wiewohl sie statistisch nicht genau zu erfassen ist. Wenn es erlaubt wird, sich nochmals der Kürze wegen profaner Ausdrücke zu bedienen, kann man unterscheiden zwischen den Mitarbeitern von der Front des kirchlichen Lebens, wozu wir die Ortsordinarien, Wissenschaftler und Seelsorger rechnen, und denen, die aus den Stäben oder vom „Apparat“ herkommen. Zur zweiten Gruppe gehören vor allem die römischen „Generalstäbler“. Die starke und in qualitativer Hinsicht noch stärkere Position dieser Männer steht im Begriff, zum Kern einer Legende zu werden, und bietet reichlichen Stoff für allerlei Konzilsgeflüster, das allerdings, soweit man sieht, kein verärgertes, bitteres oder böses ist. Immerhin hat dies dem Ressentiment gegen den römischen Zentralismus Auftrieb gegeben. Es ist an den „Römern“ selbst, solchen Gefühlen die Nahrung zu entziehen. Ein Mittel dazu wäre sicherlich eine bessere und ernsthaftere Information über die Sache. Seit langem wird ein Pressebüro angekündigt, das hierin eine segensreiche Tätigkeit entfalten kann, wenn es rechtzeitig kommt und wenn es etwas zu sagen weiß.

Man erwartet wohl besonders Auskünfte über die drei Dinge, die am wichtigsten zu sein scheinen: das Selbstverständnis der Kirche, ihre Stellung zur Ökumene in jeder Hinsicht und die Frage der Laien.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Die Kirche in einer internationalen Stadt

Auf den folgenden Seiten soll, wie das vorige Heft der Herder-Korrespondenz (vgl. S. 280) es ankündigte, von einer weiteren Untersuchung der Internationalen Föderation katholischer Sozialforschungsinstitute (FERES) berichtet werden. Die Untersuchung hat zum Gegenstand „die soziale und kirchliche Integration in einer international geprägten Stadt“. Sie wurde unter Leitung von Linus Grond OFM durchgeführt und trägt streng soziographischen Charakter. Sie beruht auf statistischem Material, beschränkt sich in ihrem Urteil hauptsächlich auf dessen Auswertung und hält sich an ein konkretes Modell, die Stadt Genf.

Im Unterschied zu München, über das im letzten Heft berichtet wurde, ist Genf eine international geprägte

Großstadt. Jede größere Stadt in Mitteleuropa beherbergt heute eine beträchtliche Zahl von Bewohnern fremder Herkunft, aber nicht jede wird in ihrem Antlitz von ihnen bestimmt und in ihrem Wesen umgeprägt, und nicht jede wird ihren fremdländischen Bewohnern zur Heimat und vermag sie, wie die Soziologen sagen, zu integrieren. Es gibt Städte, die vom Fremdenverkehr überflutet und von Ausländern besonders gern besucht werden, wie Salzburg, Heidelberg oder Luzern. Aber trotz des Fremdenstroms, der sich zuzeiten über sie ergießt und mancherlei soziale und kirchliche Probleme schafft, sind sie doch Städte von ausgesprochen heimatlichem Gepräge, und nicht zuletzt deswegen üben sie ihre Anziehungskraft aus. Es gibt heute außerdem eine ganze Anzahl von Städten, die starke ausländische Garnisonen und in ihrem Gefolge ein Heer ausländischer Zivilisten beherbergen. Auch sie haben ihre eige-

nen Probleme. Aber diese sind von anderer Art als das der Integration; denn die ausländischen Militärangehörigen bilden eine im wesentlichen geschlossene Gruppe mit nur oberflächlichen Kontakten zur Zivilbevölkerung, die in diesen Städten beheimatet ist. Auch die europäischen Universitätsstädte werden von einer steigenden Zahl fremder Studenten besucht. Doch sie werden besonders betreut, und ihr Aufenthalt ist vorübergehend.

Die Frage der Integration entsteht erst dann, wenn Menschen fremder Herkunft, Nationalität oder Rasse als einzelne oder mit ihren Familien ohne eine solche Gruppenbindung, wie die Militärszugehörigkeit oder die Hochschule sie schaffen, aus persönlichen, zumeist wohl beruflichen Gründen, für längere Zeit oder gar für immer sich in der Fremde niederlassen und darauf angewiesen sind, am gesamten gesellschaftlichen Leben ihrer neuen Umgebung teilzunehmen, mit anderen Worten, dort eine neue Heimat zu finden. Es muß nicht immer eine endgültige Heimat sein. Zahlreich sind Grenzfälle wie der Fall der Saisonarbeiter. Aber auch hier schon stellt sich das Problem einer vorübergehenden Beheimatung. Wenn die Zahl solcher Menschen ein für die Gesellschaft beträchtliches Ausmaß erreicht, wird die Frage der Integration zu einer für unsere Zeit besonders charakteristischen sozialen Frage. Wie wenig sie gelöst ist, das zeigen die vielfältigen Klagen über schlechte Aufnahme, abweisende Behandlung und menschliche Gleichgültigkeit gegenüber diesen Fremden; andererseits über die Überfremdung, die manchen europäischen Landstrichen oder Städten drohe.

Dennoch wird die Zuwanderung von Ausländern im Zuge der wirtschaftlichen, kulturellen und schließlich auch politischen Verflechtung der europäischen Staaten unaufhaltsam steigen, ja dies ist geradezu ein Programmpunkt der europäischen Integration, die den Angehörigen aller beteiligten Völker allmählich in allen Ländern dieselben Lebens- und Arbeitsbedingungen bieten soll, wie sie die jeweils einheimische Bevölkerung hat. Ein gewisser Bevölkerungsausgleich wird sich nicht nur als Folge der zunehmenden Integration ergeben, sondern bildet eine der Voraussetzungen für die Stärkung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kraft unseres Erdteils. Seine Probleme decken sich zum Teil mit denen der Binnenwanderung und überlagern sie, besonders dort, wo das Heimatgefühl einen so regionalen Charakter hat wie in Bayern oder in der Schweiz. Das Tessin hat eine stärkere Affinität zur Lombardei als zu Zürich und Oberbayern eine innigere, wenn auch in der ersten Nachkriegszeit getrübt, zu Tirol als zu Friesland. Ähnliches mag auch für Genf in seinem Verhältnis zu den benachbarten Gegenden Frankreichs gelten. Deshalb eignet es sich so gut für eine Studie über die Verflechtung von Binnenwanderung und Auslandswanderung. Als Sitz verschiedener großer internationaler Organisationen zieht es überdies nicht nur Angehörige benachbarter Länder in seinen Bann, sondern ist eine kosmopolitische Stadt im wahrsten Sinne. Wenn auch die Zahl seiner Einwohner zu gering ist, als daß man es eine Weltstadt nennen könnte, so verstärkt doch gerade deswegen der relativ hohe Anteil von Ausländern das weltbürgerliche Gepräge dieser Stadt. Heute noch ist sie einzigartig in Europa. Aber man muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß das Problem einer übernationalen Integration sich noch in diesem Jahrzehnt sehr vielen anderen Großstädten und Industriegebieten stellen wird. Deshalb lohnt es sich, die Frage am Genfer Modell zu studieren.

Daß diese Frage besonders die Kirche angeht, braucht kaum erst gesagt zu werden. Die Kirche will ja doch allen Gläubigen ohne Unterschied ihrer Volks- und Rassenzugehörigkeit Heimat bieten. Seit dem ersten Pfingstfest und seitdem der Apostel Paulus ausgesprochen hat, daß die natürlichen Unterschiede in die höhere Einheit des Glaubens „integriert“ werden (vgl. Gal. 3, 28), setzt sie ihre besondere Ehre darein. Die Geschichte der neuzeitlichen Wanderungen bestätigt ihre Verdienste. In zahllosen Fällen hat die Kirche den Auswanderern in ferne Länder und Kontinente die erste Zuflucht geboten, ihnen die Heimat ersetzt, den Übergang zum neuen Leben ermöglicht oder erleichtert und zugleich geholfen, die Treue zum eigenen Volkstum zu bewahren. Jetzt wird sie auch mitten in Europa vor diese Aufgabe gestellt. Dadurch gewinnt das Genfer Beispiel auch ein besonderes kirchliches Interesse.

Die demographische Situation im Kanton Genf

In dem kleinen Gebiet des Kantons Genf, das nur 279 qkm umfaßt und 0,67% des Schweizer Territoriums ausmacht, wohnen nach der Statistik von 1959 247 882 Einwohner, 4,7% der Gesamtbevölkerung. In etwas mehr als hundert Jahren hat die Einwohnerschaft sich vervierfacht, allein in den letzten vierzehn Jahren hat sie um 32,5% zugenommen. Von diesen 60 798 neuen Einwohnern ließen sich 37 767 in der Stadtgemeinde Genf nieder. Verhältnismäßig noch höher war die Zunahme in den Vororten. Es handelt sich dabei um fünfzehn selbständige Gemeinden, die aber praktisch zur Stadt gehören. In den übrigen neunundzwanzig Gemeinden des Kantons, die noch ausgesprochen Bauerndörfer sind, war die Bevölkerungszunahme seit dem Kriegsende nur halb so groß wie in den Vororten der Stadt Genf. Heute wohnen 228 000 Menschen, fast 92% der Kantonsbevölkerung, in der Stadt und ihren Vororten.

Die große Zunahme der Bevölkerung in den letzten hundert Jahren beruht ausschließlich auf der Zuwanderung; denn im Durchschnitt sind in diesem Kanton jährlich 117 Personen mehr gestorben, als geboren worden. Seit 1955 ist allerdings ein geringfügiger Geburtenüberschuß zu verzeichnen. Genf ist danach ein Schulbeispiel für die Entwicklung der modernen europäischen Großstädte, die nur auf Grund der Zuwanderung wachsen. In bezug auf das Ausmaß der Zuwanderung übertrifft es sie fast alle, ebenso in bezug auf die Zahl der Zuwanderer ausländischer Herkunft, wenn man sie im Verhältnis zur Zahl der Einheimischen betrachtet. Und noch eine besondere Note hat die Genfer Einwanderung, die gerade im Hinblick auf das Problem der Integration interessant ist. Die Zuwanderer aus den anderen Schweizer Kantonen sind ebenfalls in einem gewissen Sinne „Ausländer“. Im juristischen Sinne gibt es keine Schweizer Nationalität; diese ist vielmehr an das Heimat- und Bürgerrecht in einer bestimmten Gemeinde und über diese in einem Kanton gebunden. Wenn man in einen andern Kanton übersiedelt, muß man dort eine Niederlassungserlaubnis beantragen, mit der nur zum Teil die Gleichberechtigung mit den einheimischen Kantonsbürgern verbunden ist. Dabei handelt es sich keineswegs nur um eine juristische Caprice. Zwischen den Schweizer Kantonen und ihren Bürgern bestehen größere Unterschiede, als der Nichtschweizer annimmt. Sie haben auch heute noch sehr wirksame geschichtliche, geographische, landsmannschaftliche,

charakterliche, religiöse und besonders auch sprachliche Gründe. Diese alle spielen für die Integration eine Rolle, zumal da Genf als die am meisten nach Frankreich hin orientierte Stadt der Schweiz anzusehen ist. Ungeachtet seines französischen Charakters, hat es aber unter seinen Einwohnern, soweit sie Schweizer sind, nicht weniger als 60,3% Bürger anderer Kantone. Es sind vor allem die Industrialisierung, die Genfer Banken und die Niederlassungen der internationalen Organisationen, die diese Einwanderung begünstigen, welche sich freilich überwiegend aus den benachbarten Kantonen Waadt, Freiburg, Wallis, Neuchâtel und Bern nach Genf ergießt.

Der Anteil der Ausländer in der Stadt Genf betrug im Jahre 1950 18,3% der Gesamtbevölkerung. Früher war er noch höher, im Jahre 1910 erreichte er mit 40,4% seine Spitze. Aber auch noch heute dürfte wohl kaum eine andere Stadt in Europa so viele Ausländer in ihren Mauern haben. Selbst in der gastfreundlichen Schweiz folgen die anderen bekannten Städte in weitem Abstand. In St. Gallen gibt es 10,3% Ausländer, in Zürich und Basel 8,3%, in Luzern 6,1% und in Bern 4,9%. Auch die Herkunft der Ausländer hat sich seit dem ersten Weltkrieg stark verändert. Während früher die Franzosen der Zahl nach weitaus in Führung lagen, zählt man in Genf in der Statistik von 1959 18 481 Italiener, 12 536 Franzosen, 3 823 Deutsche, 10 833 sonstige Europäer und 6 360 Ausländer aus der übrigen Welt. Zugunsten der Franzosen wirkt sich allerdings die Tatsache aus, daß sie leichter und in größerer Zahl als die übrigen Ausländer das Genfer Bürgerrecht erwerben.

Der internationale Bevölkerungsstrom nach Genf beruht seit den zwanziger Jahren vor allem auf zwei Ursachen. Wiewohl der Sitz des neuen Völkerbundes, der Vereinten Nationen, nach dem zweiten Krieg von Genf nach New York verlegt wurde, befinden sich auch heute noch zahlreiche Amtssitze internationaler Organisationen in der Stadt, so das Europäische Büro der UN, die Weltgesundheitsorganisation, das Internationale Arbeitsamt, das Internationale Komitee des Roten Kreuzes und die Internationale Liga der Rotkreuzvereine, das Zwischenstaatliche Komitee für europäische Auswanderung und andere, insgesamt mehr als dreißig Organisationen, nicht eingerechnet die zahlreichen nichtstaatlichen internationalen Zentralstellen. Die zweite Ursache der internationalen Zuwanderung liegt in der stetig steigenden Bedeutung Genfs als eines Wirtschaftszentrums, die zu einem gewissen Teil durch die Anwesenheit so vieler Weltorganisationen bedingt ist. Aber daneben breitet sich in diesem Gebiet auch eine beträchtliche Konsumgüterindustrie aus, und die Stadt braucht immer mehr Einwanderer, um die Nachfrage nach Arbeitern und Angestellten zu befriedigen. Aus steuerlichen Gründen haben außerdem zahlreiche ausländische Großfirmen in Genf große Niederlassungen errichtet, und aus dem gleichen Grunde wird die Stadt von vielen Privatpersonen als Wohnsitz gewählt. Ihre Bedeutung spiegelt sich darin wider, daß in Genf nicht weniger als 48 Konsulate gezählt werden.

Die hohen Zahlen der Zuwanderer geben aber noch keinen Begriff von dem Ausmaß der Bevölkerungsfluktuation, die sich hinter ihnen verbirgt; denn sie registrieren ja nur die Differenz zwischen Zu- und Abwanderung. Im Jahre 1959 wanderten 9 861 Schweizer in Genf ein und 7 668 von dort aus. Fast doppelt so groß war die Bewegung unter den Ausländern; 17 759 zogen zu und 12 986 zogen weg. Die Beweglichkeit der Genfer Wohnbevölkerung

drückt sich demnach aus in mehr als 49 000 Umzügen über die Grenzen des Kantons, von denen 1 217 auf Genfer Bürger entfallen. Dazu kommen, wenn man die unvollständigen Statistiken durch Schätzungen ergänzt, noch rund 3 000 Umzüge pro Monat innerhalb des Kantons. Insgesamt veränderten also wahrscheinlich mehr als 85 000 Personen, ein rundes Drittel aller Einwohner, in einem einzigen Jahr ihren Wohnsitz bzw. ihre Wohnung. Ja, wenn man die Wohnungsänderungen in allen Gemeinden des Kantons zusammenzählt, sind es sogar mehr als 100 000 Personen, 42% der Einwohner. Man kann also mit vollem Recht von einer Stadt in ständiger Bewegung sprechen.

Die konfessionelle Struktur

Bis vor einiger Zeit war die Schweiz auch in Hinsicht auf ihre konfessionelle Struktur als ein konservatives Land bekannt, und die Unterscheidung zwischen evangelischen und katholischen Kantonen hatte angesichts der Zahlenverhältnisse volle Berechtigung. Aber seit hundert Jahren ist die konservative Struktur der Schweiz auf allen Gebieten in eine Bewegung gekommen, die weder aufzuhalten noch viel weniger umzuwenden ist. Das gilt für den staatsrechtlichen, administrativen und wirtschaftlichen Bereich ebenso wie für die noch tiefer ins menschliche Leben eingreifenden Bewegungen demographischer, sozialer, kultureller und auch religiöser Natur. Im Jahre 1860 wohnten 86,4% aller Schweizer in ihrem Heimatkanton, 1900 waren es noch 70%, 1950 dagegen nur noch 61,1%. Die wirksamste Ursache dieser Veränderung liegt selbstverständlich in der intensiven Industrialisierung dieses Landes. Als Beispiel für die konfessionelle Strukturänderung mag dienen, daß die Zahl der Katholiken im Kanton Zürich 1860 4,2% betrug, im Jahre 1950 dagegen 24,9%, in der Stadt Basel, die ja zugleich Kanton ist, stieg der Prozentsatz in der gleichen Zeit von 24% auf 31,3%, in Schaffhausen von 5,8% auf 21,6%, während er in Luzern von 98% auf 85,1% und in Zug von 96,9% auf 84% zurückging; diese beiden Kantone nämlich sind als einzige von den ursprünglich katholischen stark industrialisiert worden, während die übrigen bis heute fast ausschließlich bäuerlich geblieben sind.

In Genf ist die Tendenz zur konfessionellen Vermischung schon früh zutage getreten. Die Stadt Kalvins bot schon 1850 so vielen Katholiken eine Heimat, daß ihr Anteil 46,4%, im Jahre 1870 sogar 51,3% betrug. Der hohe Anteil der Katholiken an der Bevölkerung dieser ursprünglich so betont protestantischen Stadt ist natürlich zu einem wesentlichen Teil auf die Zuwanderung aus dem Ausland zurückzuführen. Die schweizerischen Einwohner waren noch 1900 zu 70% evangelisch. Aber die Einwanderung aus dem Ausland hat noch einen anderen Aspekt von großer religiöser Bedeutung. Im Jahre 1959 wurden in Genf nicht weniger als 21 186 konfessionslose Einwohner gezählt, nicht weniger als 8,5% der Gesamtbevölkerung. Mit guten Gründen ist zu vermuten, daß die Ausländer einen sehr hohen Anteil in dieser Gruppe haben. Die Katholiken bildeten im Jahre 1959 mit 110 007 Personen die größte religiöse Gruppe im Kanton, gefolgt von 108 242 Protestanten, den erwähnten 21 186 Konfessionslosen, 37 377 Juden und 47 100 Einwohnern sonstiger Bekenntnisse. Die Genfer Katholiken sind zu einem besonders hohen Prozentsatz Einwanderer oder deren Abkömmlinge. Anders gesehen, war und ist die Einwanderung nach Genf eine mehrheitlich katholische, wenn auch nicht mehr

so ausschließlich wie in den vergangenen Zeiten, als die Franzosen in ihr weitaus dominierten. Im Jahre 1950 waren von den in Genf lebenden Ausländern 22758, 64,7%, katholisch, dagegen nur 7442, 21,2%, evangelisch. Dieses Zahlenverhältnis wird durch die Entwicklung im letzten Jahrzehnt bestätigt. Wenn man also ganz allgemein von einer Überfremdung der Stadt Genf sprechen kann, dann gilt das besonders von der katholischen Bevölkerung der Stadt. Im Jahre 1950 kamen auf 85 856 Katholiken 22 758 Ausländer, und deren Anteil hat seither noch zugenommen, wenn es mangels statistischen Materials auch nicht möglich ist, genau zu sagen, um wieviel.

Wendet man, um diese Zunahme zu ermitteln, indirekte Berechnungsmethoden an, dann kommt man zu einem auffallenden Ergebnis. Der Ansatzpunkt für eine solche Berechnung ist das konfessionelle Verhältnis in den Herkunftsländern der Einwanderer. Man sollte annehmen können, daß die Konfessionsanteile unter den in Genf einwandernden Ausländern ungefähr jenem Verhältnis entsprechen. Doch das ist nicht der Fall! Bei Anwendung dieser Methode hätte es im Jahre 1950 ungefähr 26 000 katholische Ausländer in Genf geben müssen, tatsächlich waren es aber nur 22 758, wie oben gesagt wurde. Sollte man die fehlenden unter der Gruppe der Konfessionslosen zu suchen haben? Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ursprünglich katholische Zugezogene den Wechsel des Milieus, der durch den geschichtlich protestantischen Charakter der Stadt Genf noch unterstrichen wird, zum Anlaß genommen haben, auch formell ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche aufzugeben, da ihnen das in diesem Fall sehr leicht gemacht war. Freilich ist auch zu bedenken, daß der historische Charakter von Genf geeignet sein könnte, besonders evangelische Einwanderer anzuziehen, was für die eingewanderten Niederländer sogar statistisch nachweisbar ist. Aber das entkräftet nicht ganz die Vermutung, daß die Zugezogenen aus denjenigen Ländern, in deren Statistiken die Bewohner mehr oder weniger automatisch als Katholiken geführt werden, wenn sie sich nicht ausdrücklich zu einer anderen Konfession bekennen, also die Einwanderer aus Frankreich, Italien, Spanien, nicht nur vereinzelt ihre kirchliche Bindung lösen. Wenn man diese Vermutungen unterstellt, dürfte es heute in Genf etwa 33 000 katholische Ausländer geben.

Die katholische Seelsorge im Kanton Genf

In der Stadt Genf gab es im Jahre 1956 16 Gotteshäuser mit regelmäßigem Gottesdienst, darunter 13 Pfarrkirchen, je eine Kirche für die Deutschen und die Italiener und eine weitere Kapelle. Sie dienten 69 000 Katholiken. Im Durchschnitt gerechnet, entfiel also eine Kirche auf 4312 Gläubige. In der Region der Vororte standen 15 Kirchen und Kapellen für 17 000 Besucher zur Verfügung, in den Landgemeinden 20 für 13 000 Gemeindeglieder. Vier Jahre später war die Anzahl der Gläubigen pro Kirche in der Stadt schon auf 4700, in der Vorortzone auf 1600 gestiegen, in den Landgemeinden dagegen zurückgegangen. Inzwischen nämlich war die katholische Bevölkerung Jahr um Jahr gewachsen, und zwar im ganzen letzten Jahrzehnt um eine durchschnittliche Jahresrate von 2683 Gläubigen. Der Zuwachs in den letzten neun Jahren beträgt 28,1%. Verhältnismäßig am stärksten und schnellsten wächst die katholische Bevölkerung in den äußeren Zonen der Stadt und in den Vororten. Auch in Genf zeigt die City die Tendenz zur Bevölkerungsabnahme. Berücksich-

tigt man die ungleichmäßige Zunahme in den verschiedenen Zonen, dann ergibt sich, daß eine Reihe in den stark wachsenden Zonen gelegener Pfarreien den Zuwachs seelsorglich nicht verkraften kann. Das um so weniger, wenn man sich daran erinnert, daß jeder zweite oder dritte Genfer Einwohner im Lauf eines Jahres seine Wohnung wechselt oder fort- bzw. neu zuzieht. In jedem Jahre also kommen und gehen 57 000 Katholiken.

Die Krise der Pfarrseelsorge

Diese Zahl demonstriert nüchtern und brutal die Erkenntnis, daß das territoriale Pfarrprinzip für die seelsorgliche Erfassung der Großstadtbevölkerung nicht mehr ausreicht, und zwar nicht nur, weil die integrierenden Faktoren des nachbarschaftlichen und gemeindlichen Zusammenlebens, die dieses Prinzip voraussetzt, in der modernen Großstadt an und für sich schon stark an Bedeutung verloren haben, sondern weil sie bei einer derartigen Mobilität, bei einem so rapiden Wechsel der Gemeindeglieder überhaupt nicht zur Auswirkung kommen. In jedem zweiten oder dritten Fall kommt es gar nicht dazu, daß der neue Einwohner sich einlebt.

Man muß sich daran gewöhnen, daß die Großstadt aus einem geographischen Gebilde immer mehr zu einem funktionalen wird, das heißt zu einer Ansammlung der verschiedensten Lebensbeziehungen und Lebensmilieus, denen die Bewohner und diejenigen, die Tag für Tag herein- und wieder hinausströmen, jeweils mit einem Teil ihres Lebens und Interesses verhaftet sind. Der Mensch und insbesondere der Großstädter von heute ist nicht mehr wie einst auf dem Dorf oder in der Kleinstadt als Bürger in seinem Wesen zu definieren. Viel wichtiger sind andere Gesichtspunkte. Er ist Arbeitskraft, Betriebsangehöriger, Verkehrsteilnehmer, Nutznießer verschiedenster öffentlicher und privater Dienste, Marktfaktor, Steuerzahler und vieles andere. In Hinsicht auf den für die Seelsorge nach dem Territorialprinzip allein entscheidenden Faktor des Wohnens ist aus dem Bürger früherer Zeiten der, wie man am Genfer Beispiel sieht, mehr oder weniger flüchtige Einwohner geworden. In kirchlicher Sprache ausgedrückt heißt das, aus dem Gemeindeglied oder gar Pfarrkind ist der Kirchgänger geworden. Das gilt natürlich nur für jeden zweiten oder dritten, aber wichtig ist daran vor allem, daß diese Menschen gerade den Altersstufen und sozialen Schichten angehören, die der Seelsorge besonders bedürfen, weil sie am wenigsten aus eigener Initiative zur Kirche halten und kommen. Die Kirche muß sich einer Gesellschaft anpassen suchen, in der Beweglichkeit im oben skizzierten Sinne zu einem der mächtigsten Lebensgesetze geworden ist. Ja man muß diese Feststellung noch ergänzen und ihre Wichtigkeit akzentuieren, indem man sagt: Die moderne Desintegration und Funktionalisierung des Lebens und die moderne Mobilität steigern einander. Je weniger der Mensch eine Heimat hat, um so mehr sucht er sie woanders, und je mehr er herumzieht, um so weniger findet er sie.

Diese Tatsachen führen in der modernen Großstadt zur Bildung sehr verschiedener und getrennter sozial-kultureller Gruppen und Schichten, die weniger durch stabile Formen zusammengehalten oder in Kontakt gehalten werden als durch eine gewisse Atmosphäre, die ein jeweiliges Wert- und Normbewußtsein erzeugt. Auf ihm beruht die starke Beeinflussung des individuellen Verhaltens des

modernen Großstadtmenschen, das einer zwar unsichtbaren, doch darum nicht weniger wirksamen sozialen Kontrolle, ja einem gewissen Zwang unterliegt. Diese Milieuzugehörigkeit übt eine stärkere Wirkung aus als die Zugehörigkeit zu den objektiven und klassischen Gemeinschaften des Staates, der Kirche und in vielen Fällen sogar der Familie.

Daraus zieht Grond eine religiöse Folgerung, mit der er das Problem der Anpassung der Seelsorge sehr treffend formuliert hat. Sie dient der Erläuterung der Hoffnungen, die Papst Johannes XXIII. mit dem Konzil verbindet. Grond schreibt: „In religiöser Hinsicht hängt die Anteilnahme (soweit feststellbar) der einzelnen sozial-kulturellen Gruppen oder Klassen davon ab, ob und inwiefern diese sich an eine konfessionelle Struktur anpassen und sich integrieren können. Dies ist nur dann der Fall, wenn diese Struktur zu dem sozialen Wert- und Normensystem der betreffenden Gruppen paßt oder wenn es gelingt, Struktur und System miteinander in Einklang zu bringen.“

Diese Frage ist natürlich an das die Seelsorge beherrschende Pfarrprinzip zu richten. „Die entscheidende Frage ist die, ob und inwieweit die Pfarrei den sozial-kulturellen Auffassungen der verschiedenen sozialen Gruppen tatsächlich entspricht.“ Die Pfarrei ist eine alte und ehrwürdige Institution der Kirche. In ihr wird auch ein für jede Gesellschaft wesentliches Element verkörpert, die räumliche Konkretisierung. Aber damit ist nicht gesagt, daß die Pfarrei, so wie sie heute als seelsorgliches Prinzip gehandhabt wird, den Bedürfnissen der desintegrierten und mobilisierten industriellen Gesellschaft voll gerecht wird. Das mag an zwei Beispielen verdeutlicht werden.

Die Arbeiter und die Intellektuellen in der Seelsorge

Mit der Gruppenbezeichnung „Arbeiter“ und „Intellektuelle“ soll keine soziale Klassifizierung vorgenommen, sondern nur ein Hinweis auf zwei Typen gegeben werden, die das gesellschaftliche Bild von heute besonders sichtbar bestimmen und daher zum Beispiel für Überlegungen dienen können, die zum Zweck der seelsorglichen Anpassung sehr viel differenzierter angestellt werden müssen, als es hier geschieht.

Der „Arbeiter“ wird hier, sicher nicht adäquat, aber doch wohl treffend, ins Auge gefaßt als der Mensch, der wesentlich lebt in dem ihn unmittelbar umgebenden Wohn- und Arbeitsmilieu und der in diesem engen Rahmen sein Bedürfnis an menschlichen Beziehungen erfüllt. Die Kirche begegnet diesen Menschen in Formen, die ihr Mißtrauen wecken. Die Pfarrei trägt, wie oben schon mehrfach gesagt wurde, einen bürgerlichen Charakter. Wenn sie eine typische Großstadtpfarrei ist, dann übergreift sie einerseits das dem Arbeiter vertraute Milieu seines Wohnviertels und vermag ihm andererseits nicht an seine Arbeitsstätte zu folgen. Sie stellt ihn in ihrer Verkündigung und in ihrem pfarrlichen Leben und Sorgen vor Phänomene, zu denen er aus seinem persönlichen Erleben keine bewegende Beziehung hat. Sie spricht ihn in seiner Erlebnissphäre nicht wirklich an, sondern teils über ihn hinweg und andernteils zuwenig aus der Nähe zu seinen Erlebnissen im Betrieb.

Die Intellektuellen, worunter sowohl die Akademiker als auch die Menschen in höherer sozialer Verantwortung verstanden sein sollen, empfinden die Pfarrei vielfach als zu engräumig. Sie denken und leben in den größeren

Dimensionen, die sich aus ihren Kontakten mit der Wissenschaft, dem geschäftlichen Leben, der Politik und den modernen Informationsmitteln ergeben, und betrachten daher die Kirche, so wie sie sich ihnen von den Aspekten der Pfarrei her darstellt, als eine uninteressante und überholte kleinbürgerliche Idylle. Sie fühlen sich vor allem peinlich berührt durch den Anspruch der Pfarrei, eine Form sozialer Integration sein zu wollen. Ihre Wünsche an die Kirche gehen ganz und gar nicht in dieser Richtung, auf die viele Pfarrer sie in verzweifelter Bemühen hinführen möchten, sondern sie verlangen nach Weisungen zur Lösung ihrer intellektuellen und ethischen Fragen und nach Gottesdiensten, die in ihrer Gestalt und in ihrem Vollzug den Ansprüchen genügen, die sie im übrigen gesellschaftlichen Leben zu stellen gewohnt sind. Es wäre ungerecht, diese Einstellung rundheraus als Snobismus abzuurteilen. Unter diesen Katholiken sind viele, die zwar nicht in ihrer Pfarrei, aber sehr gewiß in der Weltkirche beheimatet und ihr tief verbunden sind. Sie sind zwar laue Pfarrkinder, aber sehr vitale Glieder der katholischen Kirche. Sie widerlegen durch ihr Dasein die theoretisch immer noch offizielle These, daß der gute Katholik vor allem in seiner Pfarrei eine Säule des guten Beispiels sein müsse, eine These, die freilich in der Praxis sehr großzügig travestiert wird. Die in der industriellen Gesellschaft übliche Abwerbung tüchtiger Kräfte oder repräsentativer Figuren ist im kirchlichen Bereich nicht ungewöhnlich.

Die Pfarreistruktur entspricht am besten den religiösen Lebensformen des Mittelstandes, und das, so darf man hier hinzufügen, wird dadurch bestätigt, daß der Kern sehr vieler Pfarrgemeinden im wesentlichen aus den Kreisen des Mittelstandes, der mittleren Angestellten und Beamten, der qualifizierten Arbeiter, der mittleren Gewerbetreibenden, Rentner und Pensionäre gebildet wird. Die Münchener Enquete hat das eindrucksvoll dargetan.

Die Genfer Verhältnisse

Auch in Genf bestätigt sich der Eindruck, daß die Pfarrstruktur der Seelsorge wegen ihrer Eigenart den modernen großstädtischen Verhältnissen, zumal dann, wenn sie so prägnant sind wie in dieser Stadt, nicht mehr zu genügen vermag.

Die Pfarreien in ihrem einheimisch traditionellen Gepräge haben weder die Zeit noch die innere Kraft zur Verfügung, die nötig wäre, um die neuankommenden und oft nur flüchtig auf diesem Territorium Wohnung nehmenden Menschen zu integrieren. In Genf wird das besonders deutlich, soweit es sich um Ausländer handelt. Welche Rolle die Muttersprache im religiösen Leben des Menschen spielt, das braucht nicht ausgeführt zu werden. Aber das Wort „Muttersprache“ hat hier nicht nur eine linguistische Bedeutung. Auch wenn die Muttersprache die gleiche ist, die der Einwanderer an seinem Zielort vorfindet, empfindet er doch das Bedürfnis, sein religiöses Leben so zu gestalten, wie er es in seiner Heimat gekannt hat und gewohnt war. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß es in Paris eine schweizerische katholische Seelsorge auch für die Schweizer französischer Sprache gibt und daß die Tessiner in Bern und Zürich von der italienischen Seelsorge mitbetreut werden. Was Deutschland angeht, wäre in diesem Zusammenhang wohl zu erwähnen, daß die einmalige Chance der Nachkriegszeit zu einer Vereinheitlichung des kirchlichen Lebens in

Ritus, Kirchengebet und Kirchengesang nicht voll ausgenutzt worden ist.

Die Pfarreien in Genf bekommen aber auch besonders empfindlich die Fluktuation der Großstadtbevölkerung zu spüren, während sie doch gemäß der Tradition ihre Angehörigen in einer Weise ansprechen, als hätten diese in der Pfarrgemeinde ihre bleibende Heimat auf Erden gefunden. Der Pfarrer spricht ja von „unseren“ Kindern, Familien, Alten, Kranken, Toten, von „unseren“ Pfarrsorgen, religiösen und seelsorglichen Anliegen, Festtagen und Ereignissen, aber auch materiellen Nöten und Erregungsschaften bis hin zu „unseren“ Glocken und Kindergärten. Die typischen Großstadtverhältnisse rauben solchen Worten und seelsorglichen Einstellungen in den Ohren vieler jede Resonanz. Als vorübergehende Gäste dieses Bezirks ist ihnen die nahegelegene Kirche genauso oder nicht viel mehr ihre eigene Sache wie die übrigen öffentlichen Einrichtungen und Dienste der Stadt. Man beansprucht sie und bezahlt sie wohl auch, aber man fühlt sich ihnen nicht verbunden. Ganz besonders zeigt sich das in Genf bei den beiden Typenschichten, die schon vorhin als charakteristisch für die mobile Gesellschaft von heute angesprochen wurden.

Die große Zahl der Arbeiter, besonders der nicht ganz selbsthaften oder durch ihren Arbeitszweig an häufigen Wechsel gewöhnten, wie der Bauarbeiter und der Angehörigen des Gaststättengewerbes, wird durch die Pfarreien nur in ganz geringem Maß erfaßt, und zwar sowohl quantitativ wie qualitativ. Das gleiche trifft zu für die Genfer Bewohner in gehobener Stellung, zumal für diejenigen, die bei den internationalen oder überkantonalen politischen und wirtschaftlichen Stellen tätig sind, und besonders für die Ausländer unter ihnen. Sie sind den Dimensionen des pfarrlichen Horizontes nicht nur wegen ihrer meist fremden Herkunft, sondern auch wegen ihres völlig anderen Erlebnis- und Erfahrungsraums völlig überhoben und finden kein Verhältnis zu ihm. So ergibt sich die betrübende Tatsache, daß die in den Pfarreien angesessenen Katholiken und die Zugereisten kontaktillos nebeneinander erleben. Von einer Katholizität im täglichen Leben ist weder bei den einen noch bei den anderen die Rede. Auch wenn man neben dieser ganz offensichtlichen Tatsache den Gottesdienstbesuch zum Maßstab der religiösen Integration macht, ist das Ergebnis nicht besser. Der Besuch der Sonntagsmesse liegt bei den Männern in der Höhe zwischen 10% und 20%, bei den Frauen zwischen 20% und 32%, bei den Arbeitern noch weit darunter, und selbst bei der Jugend, die in den Genfer Pfarreien aufwächst, ist sie nicht höher.

In einer so kosmopolitischen Stadt wie Genf hat man selbstverständlich schon seit langem Seelsorgseinrichtungen für die verschiedenen ethnischen Gruppen geschaffen. Von der Seelsorge für die Deutschen und Italiener war schon kurz die Rede. Neuerdings wurde sie auch auf die englisch Sprechenden, die Spanier, Polen, Ungarn und Niederländer ausgedehnt.

Die deutschsprachige Seelsorge, die nicht als Personalpfarre, sondern als vielseitiges institutionelles Zentrum aufgebaut ist, hat es mit einer besonders starken Fluktuation ihres Kirchenvolkes zu tun. Die deutschsprachigen Schweizer akklimatisieren sich, wenigstens äußerlich, sehr rasch an die französische Umgebung und bedienen sich daher auch überwiegend bald der gottesdienstlichen Ge-

legenheiten in den französischen Kirchen. So hat die deutsche Seelsorge in ausgeprägter Weise den Charakter eines Auffangszentrums für die eben ankommenden oder nur für kurze Zeit in Genf weilenden Ausländer deutscher Sprache, die meist in jüngerem Alter sind, allein stehen und noch keine stabile Existenz begründet haben.

Die italienische Gemeinde ist eine Personalpfarre und gemäß den Bestimmungen der Konstitution *Exul Familia* zuständig für die Betreuung aller Italiener in Genf bis zur dritten Generation der Einwanderer. Von den 18 000 Italienern, unter denen allerdings etwa 4000 Saisonarbeiter sind, besuchen ungefähr 1700 die sonntäglichen Gottesdienste ihrer Pfarrkirche, und 5000 empfangen dort die Ostersakramente. In den übrigen Kirchen der Stadt gehen schätzungsweise etwa 1500 sonntags zum Gottesdienst. Für diese schlechte Beteiligung werden in unserer Enquete allerdings nicht nur die italienischen Gläubigen verantwortlich gemacht, sondern auch die ungenügende personelle Besetzung der italienischen Pfarrei mit nur drei Priestern, die zudem der materiellen Sorge für ihre Landsleute beträchtliche Kraft und Zeit widmen müssen. Hier tritt eine sehr wichtige Folgeerscheinung des Pfarrprinzips markant hervor: die ungleichmäßige Verteilung des Klerus.

Die Seelsorge für die etwa 3000 spanisch sprechenden Katholiken fristet als Institution eine recht kümmerliche Existenz und erreicht nur etwa 500 des ihr Anvertrauten, in den Sonntagsgottesdiensten sogar nur etwa 200. Die spanisch sprechenden Einwanderer sind meist in sehr vorübergehenden und untergeordneten Funktionen beschäftigt. Auch die übrigen ethnischen Seelsorgeeinrichtungen erfassen verhältnismäßig wenige der ihnen Anvertrauten. Von einer Integration in das kirchliche oder sogar in das soziale Leben auf dem Weg über diese Seelsorge kann kaum die Rede sein.

Die Untersuchung von Grond enthält sich der Vorschläge für kirchliche Entscheidungen, die einer besseren Integration der Gläubigen in der Kirche dienen könnten. Sie zeigt aber, daß die Pfarreien und die Einrichtungen für eine ethnische Seelsorge in ihrer bisherigen Form dieser Aufgabe in einer besonders typischen Großstadt, die als Modell für kommende Verhältnisse dienen kann, nicht gewachsen sind. Sie zeigt mithin in großer Deutlichkeit eine Situation, die nach dem *aggiornamento* ruft, das Papst Johannes XXIII. dem Konzil zur Aufgabe gemacht hat. Sie müßte, ebenso wie die Münchener Enquete, von der in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift berichtet wurde, Beachtung finden in den Vorarbeiten des Konzils, die sich mit der Seelsorge in Klerus und Volk beschäftigen. Denn diese Arbeiten stehen ja doch vor der großen Frage: Wie kann der Klerus heute den veränderten sozialen Verhältnissen gerecht werden, den Veränderungen, von denen zum Beispiel die große Bevölkerungsbewegung in den Zentren Europas ein so eindrucksvolles Bild gibt? Viele Bestimmungen des Kirchenrechts und Methoden der Seelsorge, unter ihnen das Pfarrprinzip in seiner derzeitigen Gestalt, sind auf eine stabile Ordnung zugeschnitten, wie sie im Mittelalter relativ stark verwirklicht war. Wenn man die Großstadt von heute sieht, wie sie in den beiden Berichten über München und Genf erscheint, fühlt man sich dem Zeitalter des heiligen Paulus näher als unserer jüngeren Vergangenheit. So bieten beide Untersuchungen ein kleines Bild, an das sich eine große Frage knüpft.